

Die traumatische Erinnerung an die Conquista

Darcy Ribeiro

Das lateinamerikanische Volk

Das bevorstehende Fünfhundertjahrgedenken nimmt manchmal schon jetzt abstoßend feierliche Züge der Verherrlichung der sogenannten Heldentaten der Conquista an. Gefühlsmäßig könnte man dann eher den guten Absichten derer zustimmen, die statt von der Conquista als von einer Invasion oder einem Schock zu reden, jene Zeit als eine Begegnung der Zivilisationen feiern wollen. Damit beziehen sie sich allerdings auf die schrecklichste Unbegegnung der menschlichen Geschichte, auf einen *encontronazo*, wie es ein indianischer Intellektueller nannte. Auch schmeckt mir die Demagogie derer nicht, die meinen, es habe bei der Eroberung Amerikas weder Sieger noch Besiegte gegeben. Es hat sie ganz sicher gegeben, und es gibt sie noch immer. Beispiel dafür sind die Indios, die schon seit fünf Jahrhunderten erniedrigt und unterdrückt werden. Ein Minimum an Ehrfurcht ihrem dramatischen Schicksal gegenüber hätte ein solch unverantwortliches Reden gar nicht aufkommen lassen.

Wenn es bei dieser Jahrhundertfeier etwas zu feiern gibt, dann ist es zuerst der nunmehr Jahrhunderte währende Widerstand der Indios, die gegen alles und alle zu kämpfen hatten und die dabei dort, wo sie überlebten, die eigene ethnische Identität bewahrt haben und Indios geblieben sind. Zweitens sollten wir das Ergebnis die-

ses grausamen Prozesses des Geno- und Ethnozids feiern, und dieses Ergebnis, das sind wir, jene halbe Milliarde Lateinamerikaner.

Die Begegnung-Unbegegnung des Kolumbus und seiner Leute, die auf eine für sie neue Welt stießen — mehr war die gesamte Entdeckung Amerikas nicht — bestand darin, daß sie plötzlich um die Existenz dieser Welt wußten. Diese gesamte Welt, die die westliche Welt nicht kannte, sie war da, einfach da, und sie hatte schon immer für sich selbst existiert.

Sicherlich hatte man ihre Existenz geahnt. Man hatte sie sich vorgestellt als ein weiteres, unbekanntes magisches Geheimnis, als das Reich der Gegeninseln, als eines jener wunderbaren Länder auf den alten Karten. In seiner Selbstgenügsamkeit verschloß sich aber jenes Übel, das sich die alte Welt nannte, dem, was es nicht fassen konnte und wollte: der Existenz einer ihm unbekanntem, bedeutsamen, autonomen Wirklichkeit. Als die Nachricht der «Entdeckung» sich verbreitete, machten sich zuerst Erstaunen und Verwunderung breit. Diese wichen aber sofort der arroganten Selbstzufriedenheit, nicht nur auf eine neue Welt gestoßen zu sein, sondern diese sozusagen erfunden, ja gar erschaffen zu haben.

Denn auch wenn diese Welt schon zuvor bestanden haben sollte, war es, als ob sie nie bestanden hätte. Sie hätte demnach höchstens darauf gewartet, bis sie, ihrem unerbittlichen Schicksal entsprechend, entdeckt wurde. Und dieses Hervortreten aus dem Verborgenen geschah dadurch, daß das Auge des Kolumbus ihrer ansichtig wurde, womit er einen Auftrag erfüllte, der ihm ausdrücklich auferlegt worden war. Auch ohne zu wissen, was er sah, und auch ohne die Bedeutung seiner Entdeckung einigermaßen abschätzen zu können, meinte er, jene wenigen Inseln seien das wirkliche Indien des Orients, wenn nicht gar das verlorene Paradies selbst, so schön war das Land und so reizvoll die Unschuld der nackten Indiofrauen.

Die Conquista

Von diesem Augenblick an stellte sich eine andere, im wesentlichen praktische Frage: Welche Bedeutung und welches Gewicht sollte diese neue Welt mit ihren vielen unermesslichen Ländern und den vielen exotischen Völkern, die man nach und nach entdeckte, haben? Einen Wert in

sich, das konnte ja nicht sein, denn die neue Welt zählte nicht. Man hätte sie, hätte sie einen Wert in sich, weiterexistieren lassen müssen, so wie sie war. Aber das wäre in den Augen der Invasoren nicht gerechtfertigt gewesen. Die neue Welt wäre ihnen nutzlos gewesen, und das wäre doch unbillig und unsinnig.

Es konnte sich also nur um einen Wert der neuen Welt für ein Europa handeln, das sich als Herr des Universums verstand. Dieses Universum war demnach in seiner Gesamtheit und in seinen einzelnen Teilen nur dazu da, ihm zu dienen. Es sei sein gutes Recht, seine Herrschaft überall auszubringen, alles seinem Glauben zu unterwerfen und es zur Mehrung seines Reichtums und Wohlstands zu nutzen.

So fing der Niedergang jenes so beeindruckenden Reichtums an Völkern, Kulturen und Zivilisationen als autonome Formen der Verwirklichung des Menschseins an. Auf den Trümmern entwickelten sich dann unter fremder, feindseliger Herrschaft Antiformen dessen, was einst war.

Als die Europäer danach ihren Raubbau an den Urvölkern, die sie hier angetroffen hatten, so weit vorangetrieben hatten, daß nicht mehr genügend Arbeitskräfte übrigblieben, holten sie aus dem schwarzen Afrika Millionen von Menschen zu diesem ihnen fremden Kontinent. Die Maschinerie, die fortdauernd neue Menschenleben verschlang, sollte weiter funktionieren, damit weiterhin die nur für den Export bestimmten Reichtümer produziert wurden.

Noch später konnte das europäische Produktionssystem die Arbeitskräfte, die im Prozeß der Entstehung des dortigen Proletariats freigeworden waren, selbst nicht mehr alle gebrauchen, und Teile dieses Proletariats verwandelten sich damit in eine exportierbare Ware. Damit ergoß sich eine neue Welle weißer Einwanderer über Amerika.

So fand eine erste wirkliche Einigung der Welt statt, ja fing diese Welt überhaupt zu existieren an, indem Menschen aus deren verschiedenen Teilen nunmehr eine Schicksalsgemeinschaft bildeten. Das europäische Handeln vereinte unter seiner Herrschaft die alte orientalische Welt — in die es seine Beutezüge veranstaltete —, ferner die nahe und schon lange einigermaßen bekannte, aber bis dahin ungenützte Welt Afrikas und nunmehr auch das, was die neue amerikanische Welt war bzw. sein sollte.

Die gesamte Menschheit, die gesamte Erde wurde mit ihren unzähligen Völkern zum Gegenstand eines wirtschaftlichen Unternehmens: zum Kolonialbesitz, der Gewinn abwerfen sollte. Dadurch änderte sich dann auch wesentlich das Schicksal dieser Menschheit. Es war nicht mehr ihr Ziel, daß ihre Einzelteile für sich existierten und dabei ihre eigene Potentialität entfalteten. Europäisches Denken und Befehlen bestimmte nunmehr, was aus ihr im Hinblick auf einen zu maximierenden Profit werden sollte. Nach und nach setzte Europa sowohl auf jenen beiden ihm schon seit altersher bekannten Kontinenten als auch in seiner jetzigen neuen Provinz überall seine Herrschaft und — wo es möglich war — auch die eigenen Interessen und das eigene Sein durch. Gab es dort zuvor selbständige, autonome Zivilisationen, die immer schon für sich selbst existiert hatten, wurde nun der Fluß ihrer Geschichte unterbrochen. Ihr Wesen wurde zermalmt, so daß es nicht mehr existierte bzw. nur in der Form eines Seins für andere existierte: Ihre Existenz wurde nunmehr von dem merkantilen, nur auf den eigenen Vorteil bedachten Kalkulieren der europäischen Metropolen definiert.

Der eigentliche, mächtige Motor dieses so wundersamen, weil so profitträchtigen Expansionsunternehmens verstand es, sich dem Blick und damit auch jeder Diskussion zu entziehen. Die wirkliche Motivation wußte sich so gut zu verstecken, daß die Protagonisten der Conquista selbst an ihre hehren Ideale glaubten: an das geistige Ziel der Rettung der Welt und an den neuen heiligen Kreuzzug gegen das Barbarentum. Daneben gab es von Anfang an auch praktisch denkende Menschen, die sich darum kümmerten, daß die Inbesitznahme der neuen Welt einen Anschein von Legalität bekam. So dehnte der Papst ein Jahr nach der Ankunft des Kolumbus in Amerika die Privilegien, die von seinen Vorgängern in Hinblick auf die Inbesitznahme Afrikas und die Versklavung seiner Einwohner Anfang 1454 gewährt worden waren, auf Amerika aus.

Die Spanier und Portugiesen begingen ihre Verbrechen im Namen des Christentums. Sie wollten glauben machen und auch selber glauben, daß sie die Indios von Götzendienst und Häresie befreiten, um wenigstens ihre Seelen für das ewige Leben zu retten. Was ihre Leiber anging, die haben sie mit einer Effizienz ohnegleichen verschlissen. Kaum ein Jahrhundert nach

der Ankunft der Europäer in Amerika waren von den ungefähr neunzig Millionen Einwohnern weniger als zehn Millionen übriggeblieben. Der Krieg und die europäischen Krankheiten hatten das ihrige getan, aber die meisten Opfer forderte die Sklaverei.

Mit dem gleichen heiligen Fanatismus zerstörten die Eroberer und ihre Missionare die Heiligtümer der Indios, von denen einige größer und majestätischer waren als die damaligen europäischen. Sie verbrannten die tausend weisen Bücher der Maya als Werk des Teufels — nur einige wenige kostbare Handschriften sind gerettet worden und bezeugen uns die Schönheit, Strebbarkeit und Wißbegier und die Weisheit dieser Kultur und ihrer schriftlichen Zeugnisse. Das gleiche Schicksal erlitten die zahllosen *quipus* der Inkas (Knotenschnüre, deren Dicke, Farbe, Folge der Knoten eine weitgehende Inventarisierung und Registrierung von Besitz und Produktion zuließen, der Übers.). Die Kunstwerke der Indios wurden als Götzenbilder gescholten und zerstört, oder, wenn es sich um die Edelmetalle Gold, Silber oder Platin handelte, zu Barren umgeschmolzen.

Die Protagonisten

Auch in den darauffolgenden Jahrhunderten hielt diese Verfolgung alles Nichteuropäischen an, wenn auch mit einer anderen Geschwindigkeit. Noch immer sollte alles christianisiert und europäisiert werden. Es fehlte allerdings der Glanz jener märchenhaften Raubzüge von damals. Die Indios hatten ja gar nichts mehr, was ihnen genommen werden konnte. Sie waren zu Parias geworden, zu geschundenen Arbeitskräften, aus denen man auch noch das Letzte herauszuholen suchte. Auch in jenen Ländern, in denen sie einst große Zivilisationen errichteten, vermochten sie kaum zu überleben, es sei denn, daß es sich um jene Stämme handelte, die immer wieder flohen — die sich sozusagen auf die Flucht spezialisiert hatten —, um sich jenseits der Grenzen dieser neuen «Zivilisation» vor ihr zu retten.

Jenes einmalige Wunder des indianischen Widerstandes lehrt uns, wie sehr die Ethnie eine der großartigsten Kräfte der Menschheitsgeschichte ist. An manchen Orten hat die indianische Ethnie Jahrhunderte lang hart gekämpft. Anderswo mußte sie sich unscheinbar machen, um nicht

aufzufallen. Sie bewahrte aber in ihrem Inneren das eigene Sein, das eigene Gesicht und den Stolz, jenes einmalige, unzählbare Volk zu sein, das sie ist. Eine Ethnie ist ja tatsächlich unzerstörbar, und sie wird so lange existieren, als den Eltern die Möglichkeit bleibt, ihre Kinder in der Tradition zu erziehen, in der sie selber aufgewachsen sind.

Gegenüber diesem manchmal erschreckenden Widerstand stellt sich als erstes die Frage, wer die Folterknechte jenes mörderischen Wahnsinns waren. Damit gehen wir auch der Frage nach, inwieweit wir, die (weißen) Lateinamerikaner von gestern und heute, die wirklichen Unterdrücker sind, die im Gefolge unserer iberischen Vorfahren weiterhin die Indios verfolgen und massakrieren. Bald nach der Conquista wurden die Kämpfe gegen die Indios kaum noch von den Spaniern und Portugiesen geführt, sondern von uns, den in Amerika geborenen Weißen. Wir, die Neuamerikaner, waren und sind die Folterer der Indios, sowohl derer, die ausgerottet wurden, als auch derer, die überlebten, aber im eigenen Land weiterhin als exotische Wesen und Fremde behandelt werden.

Bis vor kurzem galten jene größeren Indio-Gruppen, die von den ehemaligen großen Zivilisationen Amerikas übriggeblieben sind, als eine Art zu kurz gekommene Landbevölkerung, die sich durch eine gute Landreform wohl in die amerikanische Gesellschaft integrieren ließe und dann ihre Manie, Indio bleiben zu wollen, aufgeben würde. Auch die kleinen Stammesethnien galten als eine Anachronie, die bald verschwinden würde. Heute wissen wir, daß es sich bei jenen größeren Gruppen um unterdrückte Völker handelt, die um ihre Autonomie und ihr Recht auf Selbstbestimmung kämpfen, und wir stellen fest, daß jene kleineren Stämme, die fast wie durch ein Wunder überlebt haben, nicht mehr am Aussterben sind, sondern zahlenmäßig zuzunehmen anfangen. Dabei sind beide Gruppen vereint in demselben Kampf nicht nur gegen ihre unmittelbaren Unterdrücker und Ausbeuter, sondern auch gegen ihre angeblichen Beschützer, die staatlichen und die kirchlichen, die schöne Worte im Munde führen, in Wirklichkeit aber höchstens eine Integrierung der Indios in die jeweilige nationale Gemeinschaft anstreben.

Damit wollen sie aber etwas Unmögliches. Jene Menschen, die Jahrhunderte des vorsätzlichen Genozids und Ethnozids überlebt haben, werden nicht gerade jetzt nachgeben, wo die

Waffen der Europäisierer schwächer geworden sind. Dies ist umso unmöglicher, als im Rahmen der neuen allgemeinen Bereitschaft der Völker dieser Erde, sich zur Verteidigung ihrer Rechte zu erheben, auch die amerikanischen Indios rebellieren, ihre angeblichen Beschützer wegzagen und die Statuten und Reglementierungen der Unterdrückung ablehnen, die ihnen von den Regierungen auferlegt wurden. Sie stehen auf, um nunmehr selbst ihre eigene Verteidigung in die Hand zu nehmen.

Denn eine der mächtigsten Waffen jener Hatz gegen die Indios war die alte Heuchelei der angeblichen Schutzmaßnahmen. Zu diesen «zivilisatorischen» Praktiken gehört auch jene Schutzgesetzgebung, die den Indios den Besitz des Landes, auf dem sie leben, zusichert. Ein Vorbild hierfür ist die brasilianische Gesetzgebung, denn sie hat Verfassungsrang und ist so vollkommen, daß man gar nicht weiß, wie man sie verbessern könnte. Nach wie vor wird den Indios aber ihr Land genommen. Etwa zwanzig Anführer der Indios wurden ermordet, aber kaum je wurde einer der Mörder vor Gericht gebracht, und keiner von ihnen mußte ins Gefängnis. Die Missionare dringen nach wie vor ungebeten in die Indiodörfer ein, um dort ihre Predigten zu halten. Sie können von ihrem jahrhundertalten Bemühen, die Ureinwohner durch ihre Europäisierung zu christianisieren, nicht lassen. Man könnte diese Emsigkeit noch verstehen, wenn man nicht wüßte, daß nach fünf Jahrhunderten dieses fanatischen und auf den ersten Blick ergiebigen Bekehrungseifers noch kein Indio wirklich bekehrt worden ist.

Nach weniger als zehn Jahren Missionsarbeit mußten die Jesuiten anerkennen, daß niemand irgend jemanden bekehren kann. Nóbrega (einer der bekanntesten Jesuitenmissionare in Brasilien, der Übers.) sagte: Mit einem Angelhaken bekehre ich sie, aber gebe ich zwei, ist die Bekehrung wieder hin. Nachdem die Patres sich mit ihrem gesamten Ehrgeiz der Katechese gewidmet hatten, kamen sie letztendlich zum Eingeständnis, daß eine Bekehrung nur durch Gottes Willen stattfinden und nur Gott das Licht des Glaubens im Herzen der Menschen entzünden könne. Die Ernte eines Missionars, so Nóbrega, besteht nur in der Gnade seiner womöglich durch das Martyrium gekrönten persönlichen Heiligkeit. Ein solches Martyrium wurde aber vor allem den Indios, und dies nicht selten in der Form

der Unterdrückung und des Ethnozids, zugegedacht.

Die Katholiken sind sich seit Johannes XXIII. dieses Wahnwitzes bewußter geworden, und die Kirche sucht die Missionierungsbesessenheit fanatischer Missionare zu bremsen. Dies gilt aber nicht für die Protestanten. Sie verharren in ihrer abstoßenden Naivität, mit der sie ohne irgendeinen Respekt vor der Identität der Indios diese mittels ihrer Christianisierung europäisieren wollen. Damit meinen sie in ihrem mystisch zu nennenden Eifer, den Willen Gottes zu erfüllen.

In den vierzig Jahren, in denen ich mit den Indios zu tun habe, habe ich es niemals erlebt, daß ein Stamm bekehrt wurde. Dabei haben sie wie die Boróro Jahrzehnte oder gar wie die Guaraní Jahrhunderte der Missionstätigkeit über sich ergehen lassen müssen. Findet eine Bekehrung statt, dann geschieht sie kaum infolge der Missionstätigkeit, sondern weil Gruppen entwurzelter Indios verzweifelt nach einer neuen Spiritualität suchen, nachdem die alte durch die Mißgeschicke des Lebens verlorengegangen ist. So gibt es zum Beispiel den Fall indianischer Kinder, die nicht durch ihre Eltern, sondern durch Fremde erzogen worden sind, und die, nachdem sie so ihr Sein bzw. ihre Identität verloren haben, auf der Suche nach einem neuen Selbstbewußtsein als Menschen sind. Ähnlich lassen sich solche Ausnahmen erklären wie der Fall der Tikuna, die sich einem millenaristischen Kult, oder wie der der Xokleng, die sich einer pfingstlerischen Sekte hingaben. Andere Indiogruppen haben sich der einen oder anderen Form des Diasporachristentums angeschlossen wie die Terena und die Xavante, die katholisch bzw. protestantisch geworden sind.

Kurzweiliges

Das Fünfhundertjahrgedenken 1992 könnte vielleicht ein neues Bewußtsein in bezug auf diese lange, noch immer nicht unterbrochene Geschichte der Nichtbegegnung schaffen bzw. ein solches Bewußtsein vertiefen. In Guatemala kämpft die noch nicht ganz untergegangene Mayakultur um eine Neustrukturierung. Dazu muß sie sich gegen die große Masse der Mestizen verteidigen, die in ihrem Haß gegen alles Indianische noch grausamer verfahren als die Spanier des sechzehnten Jahrhunderts. Oder man denke

an die Grenze zwischen Brasilien und Venezuela, wo das letzte Volk des Amazonasurwaldes, die Yanomami, erleben müssen, wie ihre Dörfer durch Tausende von Goldsuchern überrannt werden. Ihre Leiber verrotten durch vorher unbekannte Krankheiten. Auf diese Weise verspüren sie das Kommen der Zivilisation am eigenen Leib.

Die einzige Kraft, die den Indios, sowohl den Mayas unserer Zeit als auch den noch im Gestern verhafteten Yanomami helfen könnte, ist die öffentliche Meinung. Wer für ein Gedenken der Invasion vor fünfhundert Jahren mit all dem, was sie auslöste, ist oder gar eine Feier für angebracht hält, muß als erstes diese öffentliche Meinung mobilisieren, und zwar weltweit.

Ein anderer Aspekt dieser Frage ließe sich in folgendem Satz zusammenfassen: *Die fünfhundert Jahre zwischen 1492 und 1992 stehen auch für die fünfhundert Millionen Lateinamerikaner*, die die größte neue Gruppe von Menschen im Schoße der Menschheit sind. Jener nunmehr fünfhundert Jahre alte Zivilisationsprozeß, der durch die Ankunft der Spanier in Amerika ausgelöst wurde, hat als wichtigstes Ergebnis uns, die heutigen Lateinamerikaner hervorgebracht. Wir sind das reale, konkrete Ergebnis jenes Prozesses, der mit der europäischen Expansion seinen Anfang nahm und der das Ende von Tausenden von Völkern mit ihren Sprachen und Kulturen und damit auch das Ende von wenigstens drei Hochkulturen bedeutete.

Wir sind die Söhne und Töchter jenes wunderlichen Prozesses der Vermehrung einiger weniger Europäer und einer ebenfalls begrenzten Anzahl von Afrikanern in den Bäuchen von Millionen von entführten und dann vergewaltigten Indiofrauen. Wir sind untreue Söhne: Zwar wurden wir von unseren Vätern als rassennunreine Mestizen abgelehnt, wir haben uns aber nie zum Volk unserer Mütter bekannt. Im Gegenteil: Wir sind zu dessen größten und widerlichsten Unterdrückern geworden. Empören wir uns über die Conquista des Kontinents, so müßten wir uns noch mehr über das nicht weniger schmerzliche, nunmehr schon Jahrhunderte andauernde Drama der grausamen Unterdrückung der Indios empören. Aus diesem Drama, durch dieses Drama ist aber die lateinamerikanische Gesellschaft entstanden. Sie lebt und wächst, und sie entzieht ihre Lebenskraft, ihre Energie und ihren Wohlstand den Indiovölkern.

So sind wir in einem vom ekelhaftesten Eurozentrismus gesteuerten Dauerethnozid aus einem elternlosen und kulturell verarmten Mestizentum hervorgegangen. Fremde Hände und fremder Wille haben uns geprägt, und dazu kam unser eigenes verfälschtes und entfremdetes Bewußtsein. Wir sind so zu dem gemacht worden und haben uns selbst so zu dem gemacht, was wir sind, damit wir niemals tatsächlich das sind oder scheinen oder auch nur wiedererkennen, was wir sind.

Darum sind wir auch dauernd auf der Suche nach unserer Identität als Zwitterwesen, die weder Indios noch Afrikaner, noch Europäer sind. Und darum ist es uns auch noch nicht gelungen, uns stolz als das neue Volk zu sehen, das wir doch sind. Denn sind wir auch kein besseres Volk als die anderen, so sind wir doch wenigstens ein «menschlicheres» Volk, denn in uns haben sich jene verschiedensten Formen des Menschseins vereint. Zwar sind wir ein Volk, das Jahrhunderte lang brutales und fortdauerndes Elend und brutale und fortdauernde Unterdrückung erlebt hat, ein Volk, das noch immer dem Eurozentrismus in seinen verschiedenen Formen unterliegt, das von Sklaverei und Kolonialismus gezeichnet ist und das kaum mit seiner entfremdeten und untreuen Intelligenzija rechnen kann. Trotzdem sind wir zugleich ein Volk, das sich der Zukunft öffnet und das sich schon mit einem unersättlichen Hunger nach Fülle und Sättigung, Glück und Freude auf den Weg gemacht hat, um sich seine eigene Zivilisation zu erschaffen.

Wie wir sahen, war das Niedermetzeln der Indios in den Jahrhunderten nach der Conquista ein noch schlimmeres Schlachten als das der Conquista selbst. Es sind daraus aber zwei große neue Menschheitsgruppen hervorgegangen. Beindruckend sind dabei sowohl die große Zahl ihrer Angehörigen als auch die Geschlossenheit der jeweiligen Kultur.

Eine dieser Gruppen, nennen wir sie die neubritische, hat der Welt kaum Neues gebracht. Im Grunde hat sie nur die Lebensformen und Landschaften ihres Landes in der Alten Welt nach Amerika mitgebracht und dort weit verbreitet. Dagegen war die neoromanische Gruppe wirklich etwas Neues, denn sie ist aus der rassischen und kulturellen Vermischung der Europäer mit den amerikanischen Ureinwohnern unter der Zugabe einer nicht geringen Menge schwarzen Erbgutes hervorgegangen.

So sind wir als «Neuvölker» (*Povos Novos*) aus einem Prozeß der Entindianisierung, der Enteuropäisierung und der Entafrikanisierung, also sozusagen aus einem Prozeß des Aufgebens und Vermischens unserer Ursprünge hervorgegangen. Dabei war nie ein Ideal der *apartheid* maßgeblich: Es hat sich immer um einen Prozeß der Assimilierung gehandelt. Die Mestizierung unserer Gesellschaft galt bei uns nie als ein Vergehen oder ein Verbrechen. Unsere Vorurteile haben vielmehr damit zu tun, daß wir alle von der Erwartung ausgehen, daß die Schwarzen, die Indios und die Weißen sich nicht isolieren, sondern sich miteinander verschmelzen, so daß daraus eine braune Gesellschaft, eine mestizische Zivilisation hervorgeht.

Gegenüber den transplantierten Völkern (*Povos Transplantados*), die nur Europäer von Übersee sind, und den Zeugnisvölkern (*Povos Testemunhos*), die ein unzerstörbares historisches Erbe mit sich tragen, sind wir, die *Povos-Novos*, eine Art *tabula rasa*. Wir sind ein enterbtes Volk, das aus den früheren Zeiten kaum noch etwas hinübergerettet hat. Da wir so oder so nicht an einer Vergangenheit hängen, die für uns ohne Größe und ohne Ruhm ist, haben wir nur die Zukunft. Unsere großen Taten kann es nur in der Zukunft geben. Als einziges haben wir es bisher geschafft, daß wir uns trotz aller Wechselfälle der Geschichte zu großen sprachlich, kulturell und ethnisch homogenen Völkern entwickelt haben. Dabei vereinen wir in uns die Tugenden und Gebrechen aller Rassen und Kasten von Menschen. Auf dieser Grundlage sind wir berufen, zu einer neuen Art und Weise des Menschseins zu finden, und vielleicht gelingt uns dies auf solidarischere Weise, als es den anderen Völkern in der Vergangenheit gelungen ist.

Gegenüber dem zu erwartenden Spektakel der Fünfhundertjahrfeiern wollen wir uns daher auch nicht auf die Seite derer stellen, die in der Conquista nur ein Genozid oder ein Ethnozid sehen. Dies soll nicht heißen, daß es ganz und gar abzulehnen sei, wenn die einen die Conquista in einem nostalgischen Gedenken an die Größe der Invasoren als eine Reihe von Heldentaten feiern wollen und die anderen bei dieser Gelegenheit das, was von der indianischen Urbevölkerung übrig bleibt, zu sammeln und ihm eine Stimme zu geben suchen.

Auch kann man verstehen, daß Spanien, das noch immer an dem trägt, was es die «schwarze

Legende» nennt, die damaligen Ereignisse als die größte Leistung seiner Geschichte hervorheben möchte. Auch ist verständlich, daß Italien bei diesem Anlaß seine großen Söhne Kolumbus und Amerigo Vespucci verherrlichen möchte und dabei gerne seine sauberen Hände vorweist und wiederholt, daß aus Italien keine grausamen Konquistadoren hervorgegangen sind.

Wir Lateinamerikaner mögen uns in jenes Spektakel nicht einreihen, ob nun getanzet wird zur Feier vergangener Heldentaten oder ob es sich um einen Tanz der makabren Erinnerung handelt. Jene Greultaten waren die Wehen, aus denen wir geboren wurden. Nicht nur des vergossenen Blutes sollte gedacht werden, sondern es ist auch an das neue Geschöpf zu denken, das damals gezeugt wurde und zu leben anfang. Gäbe es uns nicht, dann beschränkte sich zum Beispiel die lateinische Welt auf jene wenigen neoromanischen Nationen Südeuropas, die in einer Welt voller Neobriten, Slawen, Chinesen, Araber usw. demographisch nicht sehr ins Gewicht fallen.

Der Ruhm Iberiens besteht darin — es ist wichtig, das hier zu wiederholen —, daß es ein Jahrtausend lang trotz gotischer und muslimischer Unterdrückung den Samen der Romanität bewahrt hat, der dann hier so reich aufgehen sollte. Wir sind das *lateinamerikanische Volk*, und damit sind wir auch die größte Parzelle einer Latinität, die sich anschickte, ihre Potentialität zu entfalten. Dabei sind wir eine erneuerte und verbesserte Latinität, denn sie ist mit indianischer und schwarzer Substanz angereichert und hat in sich das Erbe der Völker des Waldes und der Steppen, der Völker der andinen Hochebenen und der Meere des Südens aufgenommen.

Konfigurationen

In meiner Klassifizierung der modernen nicht-europäischen Völker unterscheide ich nach dem Kriterium ihres historischen und kulturellen Entstehungsprozesses vier verschiedene Gruppen:

Die erste ist die der transplantierten Völker (*Povos Transplantados*). Es handelt sich dabei um die Expansion der europäischen Völker in den überseeischen Ländern, wo sie sich nicht mit der dortigen Bevölkerung vermischten, sondern ihre ursprünglichen Lebensgewohnheiten wieder

aufnahmen und gar die Landschaft so gestalten, wie sie in Europa war.

Ihre Weiterentwicklung verlief dann parallel zu der in den Mutterländern, so daß sie diesen dann auch ähnlich bleiben. Es handelt sich bei ihnen einfach um weiße Völker außerhalb von Europa. Das gilt für die Vereinigten Staaten und Kanada und ebenso für Neuseeland und Australien. Dieser Kategorie lassen sich weiter auch Argentinien und Uruguay zurechnen, obwohl hier doch eine kleine Einschränkung zu machen ist. Ursprünglich handelte es sich um zwei Mestizennationen, die auch als solche ihr Land aufgebaut und die Unabhängigkeit erkämpft haben. Sie wurden dann aber von einer enormen europäischen Einwanderung heimgesucht. Deren Übergewicht hat schließlich dazu geführt, daß sie vollkommen europäisiert worden sind.

Nicht selten stößt man auf Angehörige dieser transplantierten Völker, die sich voller Stolz als Vertreter und Erben der westlichen, europäischen Zivilisation betrachten und sowohl Nutznießer als auch Opfer ihrer eigenen Expansion sind.

Diese Völker sind die modernsten Völker der Menschheit. Allerdings haben sie als solche auch am meisten ihr eigenes Gesicht, ihre Eigenart verloren. Folglich gehören ihre Angehörigen zu den gebildetsten, aber auch zu den am meisten standardisierten und uniformierten Menschen der Welt. Diese sind nicht besonders interessant, es fehlt ihnen die Würze.

An zweiter Stelle kommen die Zeugnisvölker (*Povos Testemunhos*). Es handelt sich um das, was von den ursprünglichen Hochkulturen übriggeblieben ist, nachdem sie den Schock der Begegnung mit der europäischen Expansion überstanden hatten und es dieser nicht gelang, sie für die eigenen Zwecke im Sinne einer eigenen Neugründung voll zu assimilieren. Dieser Kategorie sind die Indianer, die verschiedenen islamischen Völker, die Chinesen, die Bewohner Indochinas, die Japaner usw. zuzurechnen. Im Falle Lateinamerikas sind hier Mexiko, Peru, Bolivien und Guatemala zu nennen.

Jedes dieser lateinamerikanischen Zeugnisvölker hat einiges über sich ergehen lassen müssen und ist ganz massiv europäischem Einfluß ausgesetzt gewesen. Dies hat aber nicht gereicht, um die Bevölkerung dieser Länder mit den hinzugekommenen Europäern zu einer ethnischen Einheit zu verschmelzen. Diese Länder erleben da-

her das Drama des Gespaltenseins zwischen zwei entgegengesetzten kulturellen Welten, ohne sich für eine der beiden entscheiden zu können. Die Bewohner sind keine Indios mehr, und sie werden auch nie Europäer sein. Sie stehen, was die Zivilisation der Zukunft angeht, vor einer enormen Herausforderung: Sie sollten ein falsches Einheitsideal abstreifen, damit jede der ethnischen Komponenten ihr eigenes Profil und ihre Fähigkeit, selbst über das eigene Schicksal zu bestimmen, zurückzugewinnen kann und so wieder zu blühen anfängt.

Die dritte Kategorie, die der Neuvölker, *Povos Novos*, umfaßt jene Völker, die aus dem Prozeß der Mestizierung und der kulturellen Vermischung der Weißen mit den Schwarzen und mit den Indios, die noch auf Stammesebene lebten, unter der Vorherrschaft der Weißen hervorgegangen sind. Es handelt sich hier u. a. um die Brasilianer, Kolumbianer, Venezolaner und Kubaner. Diese unterscheiden sich von den anderen Völkern dadurch, daß sie von ihren indianischen, afrikanischen oder europäischen Wurzeln entfremdet sind und die entsprechende Kultur weitgehend abgestreift haben, um zu etwas ethnisch Neuem zu werden.

Von einer Vergangenheit ohne Größe und Ruhm entfremdet, haben sie nur die Zukunft. Da die Vergangenheit ohne große Taten ist, können diese nur vor ihnen liegen. Das einzige, was getan und geleistet wurde, ist, daß sie zu großen, sprachlich, kulturell und ethnisch homogenen Völkern geworden sind. Sie vereinen in sich die Tugenden und Gebrechen aller Rassen und Kasten von Menschen und sind gerade auf dieser Grundlage berufen, zu einer neuen Art und Weise des Menschseins zu finden und dies vielleicht auf solidarischere Weise als bisher.

Sicherlich war infolge der kolonialen Hegemonie der Europäer bei der Entstehung eines jeden dieser Neuvölker das europäische Element am maßgeblichsten. Die Europäer hinterließen ihre Sprache und einen Abklatsch der iberischen Kultur. In diese Kultur konnten sich aber Elemente der indianischen und afrikanischen Kulturen heimlich einfügen, und sie gewann so ein eigenes, unverwechselbares Profil.

Lange Zeit haben die Eliten dieser *Povos Novos* sich nostalgisch als eine Art verbannter Europäer betrachtet. Ihre Intellektuellen empfanden keine Freude daran, in den Tropen zu leben. Nur dort, wo es ihnen gelang, das Pariser Leben nach-

zuahmen, empfanden sie einigen Trost. Vom europäischen Rassismus angesteckt, schämten sie sich ihrer Mestizengesichter. Erst in letzter Zeit fangen sie an, sich selbst als etwas Neues zu sehen. Dennoch laufen noch überall die Äffchen herum, die das scheinen möchten, was sie nicht sind und die bei jeder Gelegenheit den Mund aufreißen, um nach Papageienart ihre europäischen Klugheiten von sich zu geben.

Von den Indios haben diese Neuvölker vor allem zweierlei geerbt: Erstens ihre Fähigkeit, sich den Tropen ökologisch anzupassen und in ihnen zu überleben. Sie profitieren von jenen Jahrhunderte alten Bemühungen der Urvölker, in Harmonie mit der Natur die nötigen materiellen Grundlagen für den Aufbau ihrer Gesellschaften zu schaffen. Zweitens: ein enormes genetisches Erbgut. Die sogenannten «Weißen» dieser Neuvölker sind in Wirklichkeit Mestizen, die von weißen Männern in den Bäuchen indianischer Frauen erzeugt worden sind. Da es immer nur wenige Männer gegeben hat, ist diese Bevölkerungsgruppe viel mehr Indio als kaukasisch.

Auch von den Schwarzen haben die Neuvölker viel genetisches Erbgut erhalten, dessen Gewicht allerdings von Land zu Land unterschiedlich ist, je nachdem die Sklaverei der Schwarzen in dem jeweiligen Land verbreitet war. So haben wir neben den Mestizen auch die Mulatten. Der kulturelle Beitrag der Schwarzen konzentriert sich auf die Elemente schwarzen Lebens, die die Schwarzen auch über die Unterdrückung der Versklavung hinweg bewahren konnten. Die Palette reicht von verschiedenen Techniken und Wertvorstellungen bis zu einer reichen Gefühlswelt, einem ausgeprägten Gespür für Rhythmus und Musik und einer Reihe von Vorlieben bis hin zu den Vorstellungen, die die Schwarzen trotz aller Knechtschaft in ihren Herzen bewahren konnten.

Dies hat dazu geführt, daß Kraft, Freude und Kreativität die typischen Merkmale jener Neuvölker sind, die größere Gruppen von Schwarzen integriert haben. Der Prozeß der Akkulturation der Schwarzen war so tiefgreifend und erreichte eine solche Vollkommenheit, daß ihr Einfluß sich nicht so sehr in einer spezifischen Afrikanität als vielmehr in einer großen Kreativität äußert, die dazu beiträgt, daß sie im kulturellen Leben der jeweiligen Völker immer mehr an Einfluß gewinnen.

Die vierte Gruppe in der historisch-kulturellen Charakterisierung meiner Typologie bezieht sich auf die neu entstehenden Völker, die *Povos Emergentes*. Wir meinen damit jene ethnischen Gruppen, die sich heute in Europa, Afrika, Asien und auch im gesamten Amerika erheben und sich anschicken, den Raum zu erobern, der sich ihnen neuerdings eröffnet hat, um sich nunmehr ein eigenes, unverwechselbares Profil zu geben. Es sind hier übrigens die Unterschiede, die diesen neu entstehenden Völkern ihre unverwechselbare Identität verleihen, sollten sie eine solche haben.

Gibt es ein Lateinamerika?

Ich hatte einmal mit einer ungebildeten Engländerin zu tun, die daran zweifelte, daß es ein Lateinamerika gebe. Ich habe ihr damals sehr lange und auch sehr heftig geantwortet, um zu beweisen, daß wir, Gott sei Dank, existieren. Wir existieren sogar als Leute, die auch Gutes zu tun vermögen, denn wir brauchen niemandem irgend etwas wegzunehmen: Wir haben ja alles: Unsere Menschen stammen von Männern und Frauen von allen Breiten und aus allen Rassen ab.

Geographisch betrachtet ist die Einheit Lateinamerikas, wo es sich doch um eine geschlossene Landmasse handelt, mehr als evident. Dieser geographischen Basis entspricht aber keine einheitliche politische und gesellschaftliche Struktur oder gar ein reger Austausch und ein aktives Miteinander. Jene Kontinentalmasse bricht in verschiedene Nationen auseinander, und unter diesen Nationen sind auch einige, die kaum einen ausreichenden Rahmen für die Entwicklung und Entfaltung eines Volkes bieten.

Tatsächlich ist die *geographische* Einheit bisher nie ein Faktor des Zusammenwachsens des Kontinents gewesen. Zwischen den verschiedenen Kolonialgründungen, aus denen die heutigen lateinamerikanischen Gesellschaften hervorgegangen sind, hat es im Lauf der Jahrhunderte kaum einen unmittelbaren Austausch gegeben. Sie existierten nebeneinander, aber nicht miteinander. Jede von ihnen hatte nur mit der jeweiligen Kolonialmacht unmittelbaren Kontakt. Noch heute leben die lateinamerikanischen Nationen nebeneinander, als ob sie die weit auseinanderliegenden Inseln eines Archipels wären, die miteinander weniger Verbindungen zu Land und zu Wasser haben als mit den großen wirt-

schaftlichen Zentren unserer Welt. Die lateinamerikanischen Grenzen, die nicht selten durch unwegsames Gebirge oder undurchdringbaren Urwald markiert werden, trennen mehr, als daß sie Begegnung zulassen. Nur in Ausnahmefällen sind sie Orte eines intensiven Austausches und Zusammenlebens.

Auf *linguistisch-kultureller* Ebene sind wir genauso sehr — oder auch genauso wenig — eine homogene Einheit wie zum Beispiel die neobritische Welt jener Völker außerhalb Europas, die hauptsächlich Englisch reden. Für die, die von Lateinamerika als von einer konkreten, uniformen und funktionierenden Einheit sprechen, mag dies unzureichend erscheinen. Sie vergessen dann, daß zu dem lateinischen Amerika so verschiedene Gruppen wie die Brasilianer, die Mexikaner, die Haitianer oder die Nachkommen der nach Kanada eingedrungenen Franzosen gehören. Man halte sich zum Vergleich die sprachlich-kulturelle Homogenität etwa der Nordamerikaner, Australier und Kanadier vor Augen, um festzustellen, wie umfassend und wie wenig brauchbar letztendlich diese Art der Katalogisierung ist.

Würden wir dagegen den Begriff *Latein-Amerika* auf den *iberisch* geprägten Teil Amerikas beschränken, könnte uns der Kontinent als eine etwas einheitlichere Wirklichkeit erscheinen. Wir hätten aber in Wirklichkeit nicht viel gewonnen. Wir hätten zwar die durch die französische Kolonisation geprägten Teile ausgeschlossen, aber es gäbe noch immer so heterogene Völker wie die Brasilianer, die Argentinier, die Kubaner, die Puertoricaner, die Chilenen usw. Wenigstens vom Standpunkt der Angehörigen dieser Nationen aus haben Sein und Wesen und die Besonderheiten der eigenen Nation einen höheren Stellenwert als jene Gemeinsamkeit, die sie zu Lateinamerikanern macht.

Wenn wir unsere Kriterien noch mehr verfeinern, können wir ein portugiesisches Amerika, das sich auf Brasilien beschränkt — was aber nicht wenig ist —, und ein spanisches Amerika, das den gesamten Rest umfaßt, unterscheiden. Die Unterschiede zwischen beiden Teilen Amerikas haben wenigstens die gleiche Relevanz wie die zwischen Portugal und Spanien. Letztendlich bringt dieser sprachliche Unterschied aber nicht viel: Linguistisch betrachtet unterscheiden sich beide Sprachen nicht besonders, jedenfalls nicht genug, als daß dies ein Hindernis für die ge-

genseitige Kommunikation sein müßte. Auf der Grundlage einer langen gemeinsamen Geschichte, in der wir es oft miteinander zu tun hatten, die aber zugleich voller Konflikte war, tendieren wir allerdings dazu, diese Verschiedenheit zu über-treiben.

Ähnlichkeit und Verschiedenheit

Wenden wir uns nun aber wieder der Gesamtheit Lateinamerikas zu. Hier stellt man gewisse Formen der Anwesenheit bzw. der Nichtanwesenheit fest, die das Gesamtbild färben und variieren. So stellen die *Indios* die Bevölkerungsmehrheit in Guatemala und auf der Andenhoch-ebene und auch in einigen Teilen Mexikos, wo es im gesamten Land noch Millionen von Indios gibt. Wo ein so großer Teil der ursprünglichen indianischen Bevölkerung überlebt und sich in der Form einer ethnisch anders geprägten Landbevölkerung in den verschiedenen Nationalgesellschaften integriert hat, läuft alles darauf hinaus, daß diese Gruppen sich in Zukunft wieder als autonome Völker konstituieren. Dies bedeutet, daß in Ländern wie Guatemala, Bolivien, Peru und Ecuador und in weiten Teilen Mexikos und Kolumbiens in den nächsten Jahren tiefe, ethnisch geprägte gesellschaftliche Umwälzungen bevorstehen, die zu einer Neudefinition dieser Nationen bzw. zu ihrer Neustrukturierung als einer Föderation autonomer Volksgemeinschaften führen wird.

Ganz anders ist die Lage in den anderen Ländern, in denen nur Stammesgruppen übrig geblieben sind, die in den ethnisch weitgehend homogenen großen nationalen Gesellschaften untergehen. Allerdings ist auch in diesen Fällen eine allgemeine Anwesenheit der Indios in der Gesellschaft möglich, sei es über die Sprache wie das Guaraní in Paraguay, sei es vor allem im äußeren Erscheinungsbild der Bevölkerungsmehrheit wie in Brasilien, Chile und Venezuela. Es handelt sich dann um eine gesonderte Kategorie, die sich von den schon genannten Kategorien der Indioamerikaner unterscheidet. Es ist allerdings kaum wahrscheinlich, daß wir auf diese Weise zur Konstruktion einer erklärenden Typologie gelangen.

Genetisch und auch kulturell haben all diese Völker auch ein indianisches Fundament. Dieser indianische Beitrag ist aber so absorbiert worden, daß er, unabhängig vom weiteren Schicksal

der überlebenden Indiogruppen, das ethnische Erscheinungsbild dieser Gesellschaften kaum ändern wird. Anders gesagt: Die Vermischung, Absorption und Europäisierung der alten indianischen Gruppen im Rahmen des Gesamtkontextes der jeweiligen nationalen Gesellschaften ist, wenn nicht abgeschlossen, so doch weit vorangeschritten. Die Entwicklung geht dahin, daß die verschiedenen ethnischen Grundlagen sich zwar nicht verwischen, sondern sich in verschiedene Formen der Teilnahme an derselben nationalen Ethnie verwandeln und hierbei die Gesellschaft insgesamt homogener wird.

Dies bedeutet nicht, daß die Indio Stämme, die sich bisher in diesen Ländern erhalten haben, verschwinden werden. Im Gegenteil: Obwohl sie sich immer mehr akkulturieren werden, werden sie dennoch in ihrer Verschiedenheit weiter leben und zugleich zahlenmäßig, was die Anzahl ihrer Angehörigen angeht, zunehmen.

Eine andere Komponente, deren Vorhandensein oder Fehlen das Bild ändert, ist der größere oder geringere Bevölkerungsanteil der *Schwarzen*. Diese konzentrieren sich in starkem Maße in dem am frühesten kolonialisierten Teil der brasilianischen Küste, in den Bergbaugebieten und auf den Antillen, wo es sehr viel Zuckerrohranbau gab. Außerhalb dieser Regionen gibt es größere Gruppen von Schwarzen in Venezuela, Kolumbien, in den Guayanas und in einigen Gegenden Zentralamerikas.

Die Absorption und Assimilierung dieser Gruppen ging noch weiter als bei den indianischen Gruppen. Diese Afrikaner haben sich stärker amerikanisiert als alle anderen. Denn wer das Sklavendasein überlebt hatte, hatte weder die Möglichkeit der Flucht noch die der Rückkehr wie die Indios und Europäer. Das einzige, was blieb, war eine Vertiefung der eigenen Lateinamerikanizität. Sicherlich gibt es in den Gebieten, in denen mehr Schwarze leben, afrikanische Elemente in der Folklore, der Musik und der Religion. Diese Reste lassen sich aber eher durch die marginale Situation dieser Bevölkerungsgruppen erklären, die auf keinen Fall geschlossene Blöcke bilden, die von den Nationalgesellschaften nicht hätten integriert werden können bzw. die die Autonomie oder eine Rückkehr angestrebt hätten.

Eine weitere Nuancierung des Gesamtbildes findet dadurch statt, daß noch andere *nichteuropäische* Gruppen sich in Gebieten, wo sie nicht

heimisch waren, angesiedelt haben. Man denke an die Japaner in Brasilien, die Chinesen in Peru oder die Indianer auf den Antillen. Die Küche der jeweiligen Gegend ist dadurch farbiger geworden, und manchmal macht ihre Anwesenheit sich auch in anderen Bereichen bemerkbar. Zu notieren ist hier, daß es sich — wie im Falle der Schwarzen — um Gruppen handelt, die sich durch ihre rassischen Merkmale vom Rest der Bevölkerung unterscheiden.

Dies hat sicherlich Folgen. Die wichtigste ist, daß dadurch öfter die Anerkennung einer an sich schon vollkommenen Anpassung dieser Gruppen an die jeweilige Gesellschaft seitens der anderen nicht erleichtert wird. Oder die Assimilierung kann gerade deshalb nicht voll gelingen, weil die betreffenden Personen, die nur noch in ihrem äußeren Erscheinungsbild einer fremden Rasse angehören, sonst aber im ethnischen Rahmen der jeweiligen Gesellschaft voll integriert und assimiliert sind, aufgrund ihrer körperlichen rassischen Merkmale weiterhin als Afrikaner, Japaner, Chinesen oder Indios behandelt werden. Die Anthropologen, die sich vor allem für die Besonderheiten dieser Bevölkerungsgruppen interessieren, produzieren eine Unmenge an Literatur, in der — häufig stark übertrieben — vor allem die Unterschiede hervorgehoben werden. Für den, der sucht, ist es ja auch nicht schwer, eine Vielzahl kultureller Reste und Spuren zu entdecken, die es ermöglichen, diese Gruppen auf ihre Ursprünge zurückzubeziehen.

Da aber all diese Gruppen zutiefst amerikanisiert worden sind, sind hier unbestreitbar die Ähnlichkeiten wichtiger als die Unterschiede. Linguistisch und kulturell betrachtet, sind sie Angehörige ihres jeweiligen Landes, und gewöhnlich werden sie auf der emotionalen Ebene des alltäglichen Lebens von den Menschen, mit denen sie zusammenleben, auch nicht anders eingestuft. Ihre Besonderheiten werden wohl zunehmend an Bedeutung verlieren. Sie erlauben es höchstens noch, daß solche Bevölkerungsteile auf der Grundlage ihrer fernen Herkunft gelegentlich noch als eine besondere Gruppe innerhalb der nationalen Gemeinschaften betrachtet werden können.

Das gleiche gilt für die Nachkommen der erst in einer späteren Zeit gekommenen *nichtiberischen* europäischen Einwanderer. Jede dieser Gruppen stellt eine eigene Form der Teilnahme

am nationalen Leben der Gesellschaft dar, die sich nicht in Kategorien wie «höher» oder «niedriger» einordnen läßt und auf deren Grundlage sie restriktiv als z.B. Angloruguayer, Italoargentinier, Deutschchilenen oder Frankobrasilianer bezeichnet werden. Allerdings muß hier hervorgehoben werden, daß diese Gruppen normalerweise eine höhere Position in der Gesellschaft einnehmen. Diese haben sie vielleicht auch aufgrund eines kulturellen und wirtschaftlichen Vorsprungs erreicht, sie geht aber vor allem darauf zurück, daß diese Gruppen in Gesellschaften, die von den Weißen dominiert werden, privilegiert sind und so von vornherein stärker akzeptiert und gefördert werden.

Auch wenn die Ähnlichkeiten mehr zählen als alle Faktoren der Heterogenität, sind die sichtbaren physischen Unterschiede trotzdem oft Ursache gesellschaftlicher Diskriminierung. Dies gilt zum Beispiel für das Zusammengehen zwischen Hautfarbe und Wohlstandsniveau. So scheinen rassische Faktoren die Schichtung der Gesellschaft zu bestimmen. Tatsächlich müssen die Schwarzen und die Indios einen sehr weiten Weg gehen, wollen sie es vom Ausgangspunkt der früheren Sklaverei und Marginalisierung aus zu etwas bringen. Dies erklärt, warum sie vor allem in den ärmsten Schichten der Bevölkerung zu finden sind.

Außer dem Hindernis ihrer Armut, die durch ihre frühere und auch noch heutige Ausbeutung bedingt ist, lastet auf ihnen die Diskriminierung. Ein nicht unwesentliches Element dieser Diskriminierung ist eine allgemeine gesellschaftliche Erwartungshaltung, die zur Folge hat, daß sie weiterhin dazu prädestiniert scheinen, untergeordnete Positionen einzunehmen. Dieses Vorurteil behindert den Aufstieg auf der gesellschaftlichen Stufenleiter.

Das Rassenstigma scheint so der Grund für den fehlenden gesellschaftlichen Aufstieg zu sein. In Wirklichkeit aber sind es die Wechselfälle der Geschichte, die diese Menschen in die Rolle der Opfer gedrängt hat. Sie bilden den Gegenpol zu den privilegierten Euroamerikanern. Obwohl sie den größten Teil der Arbeiterschaft stellen — oder vielleicht gerade deshalb —, werden sie mit Überheblichkeit und Geringschätzung behandelt. Die Hautfarbe und bestimmte andere rassische Merkmale der Schwarzen und Indios werden als Zeichen der Unterlegenheit und Minderwertigkeit interpretiert, und sie bleiben nach

wir vor mit den entsprechenden Vorurteilen verbunden.

Man kann also nicht bestreiten, daß es in Lateinamerika rassische Vorurteile gibt, die sich manchmal in sehr ausgeprägter Form äußern. Doch nehmen sie dort nicht den isolierenden, diskriminierenden Charakter an, den sie in den USA z.B. haben. Dort sind alle Nachkommen der Afrikaner und der Indianer, unabhängig davon, wie sehr sie die für ihre Rasse typischen Merkmale aufweisen, von einer Diskriminierung betroffen, die dahin tendiert, sie aus der Gesellschaft auszuschließen. Eine rassische Vermischung mit ihnen ist unerwünscht.

In Lateinamerika dagegen hat das Rassenvorurteil vor allem mit den äußeren Rassemerkmalen und nicht mit der Herkunft zu tun. Mit anderen Worten: Vom Rassenvorurteil ist jemand in dem Maße betroffen, in dem er etwa andere Gesichtszüge und eine andere Hautfarbe hat als die anderen. Implizit steuert dieser Sachverhalt auf eine Mischung der Rassen zu, denn die gesamte Bevölkerung möchte «weiß werden». Dabei handelt es sich in Wirklichkeit eher um ein «Braunwerden», um ein Ideal einer *morenidade*, die sich sowohl von dem Schwarzsein als auch von einem reinen Weißsein abhebt. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß es sich hier trotz allem um ein Rassenvorurteil handelt: Die Gesellschaft akzeptiert die Schwarzen und die Indios nur insoweit, als sie in ihnen künftige Mestizen sieht. Das Schwarzsein oder Indiosein gehört nicht zu der Idealvorstellung des Menschseins.

Zugleich aber handelt es sich hier um eine besondere Form des Rassenvorurteils, das diejenigen diskriminiert, die eindeutig als Schwarze und Indios zu erkennen sind, weil sie nicht ausreichend in einer in ihrer Mehrheit mestizischen Bevölkerung aufgegangen sind, deren Ideal der Beziehung zwischen den verschiedenen Rassen das ihrer Vermischung und Fusion ist.

Abschließen können wir sagen: Um unsere auf all den hier vertretenen Rassen basierende Identität zu festigen und unsere in ihnen vorhandenen Fähigkeiten zu entfalten, müssen wir uns von den herrschenden Klassen unserer Gesellschaften befreien. Sie ersticken in ihrer Mittelmäßigkeit und Nutzlosigkeit und haben aus uns ein rücksichtslos ausgebeutetes Proletariat der Ersten Welt gemacht, das, ohne diese Welt zu stören, weit weg seine Arbeit verrichtet. Wenn es

uns gelingt, uns von der Armut und der Unwissenheit zu befreien, an die wir gekettet sind als die Produzenten eines Reichtums, den wir nicht genießen durften und nur für andere herstellten, dann werden wir uns schließlich zu jener neuen,

kreativen, solidarischen, fröhlichen, glücklichen und glänzenden Zivilisation entwickeln, die wir zu sein das Recht und die Pflicht haben.

Aus dem Portugiesischen übersetzt von Dr. Karel Hermans

DARCY RIBEIRO

International bekannter Anthropologe und Romanschriftsteller, dessen Werke in vielen Sprachen veröffentlicht worden sind. Führender Vorkämpfer für die Sache der Ureinwohner in Brasilien und für die Volksbildung. War Minister für Bildung, Erziehung und Kultur, Gründer und erster

Rektor der Universität Brasilia. In den 12 Jahren seines Exils hat er Reformprogramme für Universitäten in verschiedenen Ländern Lateinamerikas entworfen. Anschrift: Prof. Dr. Darcy Ribeiro, Rua Bolivar 7, 5º andar — Apt. 9 - Copacabana, 22061 Rio de Janeiro RJ, Brasilien.

Enrique Dussel

Die tatsächlichen Motivationen der Conquista

*«Es werden vier Jahre her sein, seit man, um dieses Land vollends ins Verderben zu stürzen, einen Höllenschlund entdeckt hat, in den Jahr für Jahr eine große Menge von Menschen eintritt, welche die Habsucht der Spanier ihren Göttern opfert: Es ist eine Silbermine namens Potosí.»
(Aus einem Brief des Domingo de Santo Tomás, des späteren Bischofs von La Plata in Bolivien, vom 1. Juli 1550 [AGI, Charcas 313])*

Wir haben in «CONCILIUM» schon einige Aufsätze über diese Epoche veröffentlicht¹. Im vorliegenden Aufsatz befassen wir uns nur mit dem Thema, das uns die Herausgeber dieses Heftes vorgeschlagen haben: mit den «tatsächlichen Motivationen» dieses Ereignisses der Conquista — falls damit der tiefste «Grund» des Tuns dieser «Invasoren» angegeben werden soll, welche die

«neuzeitliche» Expansion Europas vornahmen (1992 wird ein halbes Jahrtausend dieser herrischen «Planetarisation» voll). Dabei muß man sich auch bewußt sein, daß die «Conquista» zwar auf die «Entdeckung» folgt, daß es sich aber dabei um zwei verschiedene Akte handelt, die zum Teil auch unterschiedliche Beweggründe haben. (Auf alle Fälle erhellen die Beweggründe der Entdeckung die der Conquista.)

1. Die Conquista geht das ganze christliche Europa an

Der erste Aspekt, den wir hervorheben möchten, ist denn auch der, daß die «Conquista» der Neuen Welt, einer für die frühere euro-afro-asiatische «Welt» absolut unbekannten Welt, entgegen der Meinung einiger ein das christliche «Europa» (und nicht nur Portugal und Spanien) betreffendes Ereignis ist. In der Weltgeschichte ist es «Europa», das im 15. Jahrhundert seine Grenzen überschreitet, und deswegen kommt die Unfähigkeit Portugals und Spaniens, einen Industrie-Kapitalismus zu entwickeln (zu dem es unter anderen Horizonten, in der Mitte und im Norden dieses Kontinents kommen wird) Europa als Ganzem zugute. Darum trifft auch die Verantwortung für die Conquista die Christen und Europa.